

– doch er hat Glück, der Großteil des Splitters bleibt in einem Fotobüchlein mit Familienbildern stecken, welches er stets in seiner rechten Brusttasche aufbewahrt. Seine letzten Kriegsstationen sind das Lazarett Bad Bramstedt und Elmendorf im Ammerland, wo er an aussichtslosen Kämpfen gegen die Alliierten teilnimmt. Im Mai 1945 wird er von den Briten verhaftet und als Kriegsgefangener zum Arbeitsdienst auf einem Hof in der Nähe von Stade verurteilt.

Wie mag es meinem Großvater ergangen sein, als er im Februar 1946 endlich nach Schwerin zurückkehrte? Vermutlich war er froh, den Krieg überlebt zu haben. Wie seine Heimatstadt mag aber auch sein Weltbild in Trümmern gelegen haben. Er kam zurück als Besiegter – und blühende Rosen waren nirgends zu sehen. Stattdessen seine junge Frau Käthelies mit seiner Erstgeborenen auf dem Arm, meiner Mutter Annegret, die am 21. Mai 1945 zur Welt kam und ein dünnes Baby war. Auch meiner Großmutter, 1922 geboren, wird es in dieser Zeit vermutlich nicht besonders gut gegangen sein. Abgesehen von den existenziellen Nöten der Nachkriegszeit im besetzten Schwerin, dem als traumatisch erlebten Einmarsch der Russen und dem langen Bangen um ihren Mann, von dem sie seit Kriegsende kein Wort gehört hatte, war es vermutlich auch für sie nicht leicht, zu den Besiegten zu gehören. Sie hatte im BDM als Jungführerin mit Begeisterung in diversen Ernte- und Arbeitsdienstlagern gedient. Ein Fotoalbum belegt diese Zeit: Meine junge Großmutter beim Kartoffelsammeln, beim Heuernten und bei Sommerfesten, uniformiert, meist gut gelaunt inmitten einer Schar gleichaltriger Mädchen. Im Hintergrund fast immer: Die Hakenkreuzflagge. Wie eine ausgedehnte, fröhliche Klassenfahrt wirken die Bilder dieser Jahre auf mich. Vom Grauen des Nationalsozialismus keine Spur. Doch auch dieses Album endet im Jahr 1943. Danach: Nichts mehr.

Im Krieg geboren

Als das „Reich“ in Trümmern lag, war mein Großvater 27 und meine Großmutter 23 Jahre alt. Wie mag es in ihnen ausgesehen haben? Waren sie erschüttert vom Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes, von der Enttarnung der Helden ihrer Jugend als millionenfache Kriegsverbrecher? Oder waren sie einfach nur froh, überlebt zu haben?

Der Sozialwissenschaftler Stephan Marks beschreibt in seinem Buch Warum folgten sie Hitler? den Nationalsozialismus als kollektiven Rauschzustand, der eine suchartige Abhängigkeit auf seine Anhänger ausübte – und erklärt so das „schwarze Loch“, in das viele „Berauschte“ nach der Niederlage fielen.

Ob auch meine Großeltern in so ein „schwarzes Loch“ fielen, werde ich nie erfahren – inzwischen sind beide verstorben. Sicher ist jedoch, dass für sie eine mühsame Zeit der Neuorientierung begann. Mein Großvater besuchte eine Lehrerfortbildung und

erhielt Ende 1946 eine Anstellung an einer Dorfschule in der Nähe von Schwerin. Bezahlt wurde er überwiegend in Naturalien, so dass die Familie zumindest keinen Hunger leiden musste. Nutzten meine Großeltern aber die langsam einkehrende Ruhe, um sich kritisch mit ihrer unmittelbaren Vergangenheit auseinanderzusetzen? Wenn wir ihren nostalgischen Erzählungen über die Zeit „unter Adolf“ glauben schenken dürfen, dann taten sie dies weder zu diesem Zeitpunkt noch später.

Der 1928 geborene Journalist Heinrich Jaenecke beschreibt die so genannte Stunde Null nach Kriegsende als „den großen Schlussstrich, den die Mehrheit der Deutschen unter das Kapitel Hitler zog – eine Amputation des Bewusstseins, die die ‚Vergangenheit‘, wie die Umschreibung für das ‚Dritte Reich‘ lautete, aus dem Gedächtnis löschte. Man glaubte, sie damit los zu sein wie ein krankes Glied, das der Chirurg entsorgt“ (Jaenicke: „Die Stunde Null“, in: GEO EPOCHE, Nr. 9). Die Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich widmeten sich diesem Phänomen in ihrem Buch Die Unfähigkeit zu trauern und beschrieben, wie es den Deutschen nach dem Krieg weder gelang, um das Leid ihrer Millionen Opfer noch um die eigenen Schmerzen und Verlust Erfahrungen zu trauern. Diese doppelte Unfähigkeit zu trauern führte sogar zu „einer Panzerung gegen Gefühle überhaupt“, glaubt der Bremer Psychoanalytiker und Publizist Hans-Jürgen Wirth (Wirth: Kriegskinder an der Macht).

Auch bei meinen Großeltern mag dies der Fall gewesen sein. In den Jahren nach dem Krieg arbeiteten sie hart, um mit ihren drei Töchtern überleben zu können – aber über Emotionen wurde in dieser Familie, wie in so vielen anderen deutschen Familien, kaum mehr gesprochen. Reflexion, Auseinandersetzung, Innehalten: Das sind und waren Fremdworte. Es galt, stets zu funktionieren.

Als traumatisch wurde das Kriegsende auch auf Seiten meiner Großeltern väterlicherseits erlebt. Durch einige glückliche Fügungen überlebte mein Großvater den Krieg als U-Boot-Mechaniker in Königsberg und Kiel. Er lag mit Mandelentzündung im Lazarett in Kiel, als sein U-Boot torpediert wurde und mit der gesamten Besatzung an Bord sank. Im Jahr 1941 war sein ältester Sohn, mein Onkel, unehelich zur Welt gekommen. Die Eltern meiner damals erst 18-jährigen Großmutter empfanden die Schande als so groß, dass die Schwangerschaft vor den Nachbarn versteckt werden musste. Meine Großmutter wurde in ein Heim für gefallene Mädchen nach Berlin gebracht, um dort in aller Heimlichkeit ihr Kind auszutragen. Nach fünf Wochen türmte sie aus dem Heim und schaffte es zurück nach Hamburg, wo ihre Eltern die Wohnung mit Decken verhängten, damit sie ja niemand zu Gesicht bekam. Wenig später steckte man sie in die Frauenklinik Bülowstraße in Altona, wo sie gegen Kost und Logis Betten beziehen und Windeln auskochen musste, bis mein Onkel in einer Bombennacht im Luftschutzkeller der Klinik endlich das Licht der Welt erblickte. Vier Wochen durfte sie ihn noch stillen, dann musste sie ihn in der Krippe des Katholischen Krankenhauses Rahlstedt abgeben – fortan war ihr nur noch erlaubt, ihn hin und wieder zu besuchen. Als

mein Onkel im Alter von anderthalb Jahren deutliche Anzeichen von Hospitalismus zu zeigen begann, ließen sich die Großeltern erweichen und nahmen das uneheliche Kind mit nach Hause. Im Herbst 1944 dann wurde meinem Großvater von seinem Posten in Königsberg aus Urlaub gewährt, um zu heiraten. In nur 24 Stunden Heimataufenthalt heirateten meine Großeltern und zeugten anschließend meinen Vater. Er wurde im Juni 1945 im zerbombten Hamburg geboren, ein mageres Kind, das in den kommenden Jahren viele Verschickungen über sich ergehen lassen musste, um an Gewicht zuzulegen. Es sollte Monate dauern, bis ihn sein Vater erstmals zu Gesicht bekam: Mein Großvater geriet in Dänemark in Kriegsgefangenschaft und war für die Familie einige Zeit verschollen. Nach seiner Heimkehr lag er monatelang im Bett, litt an Alpträumen, an ausgeprägten Ängsten vor engen Räumen, der Dunkelheit, dem Keller. Vermutlich holten ihn seine Kriegserfahrungen als U-Boot-Mechaniker wieder ein. Nach heutigen Kriterien würde man bei ihm wahrscheinlich eine posttraumatische Belastungsstörung diagnostizieren.

Die Familie meines Vater erlebte die Nachkriegsjahre in vielerlei Hinsicht als traumatisch: Arbeitslosigkeit, Geldnot, Hunger quälten die Familie im zerbombten Hamburg. Hinzu kamen noch begrenzte Wohnverhältnisse, denn kurz nach Kriegsende wurde eine ausgebombte vierköpfige Familie in die Wohnung meiner Großeltern mit zwangseinquartiert. Noch heute berichtet mein Vater von Brotsuppe und der täglichen Suche nach Lebensmitteln. Meine Großmutter sagte stets, dass sie diese Zeit, wenn es ihr denn möglich wäre, gern aus ihrem Leben streichen würde. „Bis Mitte der 1950er Jahre ging es uns richtig schlecht“, berichtet sie.

Die belastenden Erlebnisse meiner mütterlichen und väterlichen Großeltern in Kriegs- und Nachkriegszeit wirken noch heute auf die Familie. Sie prägten meine Eltern und haben im Zuge dessen auch mich geprägt, obwohl ich erst zwei Generationen später, 1974, geboren wurde.

Meine Eltern wurden beide kurz nach Kriegsende geboren, in einer Zeit, die keine optimalen Startbedingungen für sie bot: Hunger, Armut, Arbeitslosigkeit und Orientierungslosigkeit erschwerten das Leben der Großeltern, traumatische Kriegserfahrungen, Schuld und Scham mögen auf ihnen gelastet haben. Meine Großeltern waren kaum in der Lage, meinen Eltern die Sicherheit, emotionale Präsenz und Zugewandtheit zu schenken, die sie als kleine Kinder gebraucht hätten.

Ich glaube, dass diese schwierigen Startbedingungen für meine Eltern noch heute Folgen haben: So zumindest erkläre ich mir viele ihrer für mich nicht nachvollziehbaren Verhaltensweisen und Ängste. „Kriege versprühen ihr Gift weit über den Lebenszyklus direkt Betroffener in die Seele sehr viel später Geborener. Und manchmal erzeugen sie sogar generationsübergreifende Traumatisierungen“, erklärt auch der Psychiater Peter Heinl, der seit Jahren über die Spätwirkungen von Kriegserfahrungen auf die Generation

der Kriegskinder, also die zwischen 1930 und 1945 Geborenen, forscht (Heinl: Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg).

Ich glaube, dass das Gift des Krieges bisweilen noch in den Seelen der Kinder der Kriegskinder zu finden ist, den ungefähr zwischen 1955 und 1975 Geborenen. Längst nicht alle sind von generationsübergreifenden Traumatisierungen betroffen. Auch werden viele ihre Probleme überhaupt nicht in einen Zusammenhang mit den Kriegserfahrungen der Großeltern und Eltern bringen. Doch es lohnt sich, genauer hinzuschauen.

Seelische Folgen der Kriegskindheit

Nicht alle Kriegskinder hatten an den Folgen des Krieges zu tragen. Gerade in ländlichen Gegenden Deutschlands gab es Kinder, die ein stabiles Umfeld und ihnen zugewandte Bezugspersonen hatten und somit nicht allzu große Entbehrungen hinnehmen mussten. Sie konnten seelisch unbeschadet groß werden. Auf eine große Zahl der zwischen 1930 und 1945 Geborenen trifft das jedoch nicht zu. Laut psychologischer Studien sind 30 Prozent aller im Zweiten Weltkrieg geborenen Deutschen traumatisiert – durch Heimatverlust, Trennungen, Bombardierung, Hungersnot, Flucht und den Tod nahestehender Angehöriger. In den letzten Kriegsjahren waren existenzielle Verluste für die kriegstreibenden Deutschen an der Tagesordnung. Im Jahr 1945 war jeder Zweite auf der Flucht, mehr als zwei Millionen deutsche Zivilisten starben infolgedessen, über die Hälfte Frauen und Kinder. 5,5 Millionen Kinder hatten ihre Heimat verloren; eine weitere halbe Million Menschen, vor allem Frauen, Kinder und Ältere, starben durch den Bombenkrieg. Jeder achte männliche Deutsche kam im Krieg ums Leben. Es gab in dieser Zeit kaum jemanden, der im näheren Umfeld nicht mehrere Personen zu betrauern hatte: Männer, Söhne, Kinder, Familie, Freunde. Es gab 1,7 Millionen Witwen und 2,5 Millionen Halbwaisen. Auch die Kinder, deren Väter noch lebten, sahen diese oft jahrelang nicht: Im Frühjahr 1947 waren noch 2,3 Millionen Kriegsgefangene in Alliiertenlagern und 900.000 Kriegsgefangene in sowjetischen Lagern. Ein Viertel aller Kinder wuchs dauerhaft ohne Vater auf. Tod, Hungersnot, Armut, Depression und ein großes Wertevakuum prägten diese Zeit.

Für viele Kriegskinder haben diese traumatischen Erfahrungen zahlreiche Spätfolgen: Depressionen, Ängste, Schlaflosigkeit, psychosomatische Beschwerden, Flashbacks. Elmar Brähler, Professor für medizinische Psychologie und medizinische Soziologie an der Uni Leipzig, untersuchte in einer Studie die Langzeitfolgen von Ausbombung und Vertreibung für die zwischen 1930 und 1945 Geborenen und stellte fest, dass überdurchschnittlich viele Menschen dieser Geburtsjahrgänge später von einer geringen Lebenszufriedenheit berichteten und unter ausgeprägten Ängsten,

Bindungsschwierigkeiten und Depressionen litten. Er fand auch heraus, dass körperliche Erkrankungen wie Herz- und Kreislaufbeschwerden oft in Zusammenhang mit den Kindheitserlebnissen standen. Der Psychologe warnt vor einer Unterschätzung der Langzeitfolgen der Kriegserlebnisse: „Die traumatischen Folgen sind weder für das Umfeld noch für die Betroffenen selbst leicht zu benennen: Trotzdem belasten sie aber oft das ganze Leben.“

Doch nicht alle Kriegskinder haben schreckliche Erinnerungen – manche Kriegskinder denken auch positiv an diese Zeit zurück, an aufregende Spiele inmitten rauchender Ruinen oder den Nervenkitzel bei der Suche nach Bombensplintern. Möglicherweise dienen diese Erinnerungen dazu, die angstvollen inneren Bilder auf Abstand zu halten. Auf jeden Fall dürften sie eine reflektierte Auseinandersetzung erschweren.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt eine Langzeitstudie der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung unter 400 Patienten, die zwischen 1990 und 1993 eine Psychoanalyse beendeten. Bei 54 Prozent der Probanden hatte der Krieg Spuren hinterlassen: körperliche Langzeitschäden durch Mangelernährung, Probleme mit der Selbstfürsorge, psychosomatische Beschwerden, Einsamkeit, Flucht in Leistung, Empathiestörungen, Identitäts- und Beziehungsstörungen. Belastend sei dabei nicht nur die Kriegszeit, sondern ebenso die Nachkriegszeit gewesen, stellten die Psychoanalytiker fest. Viele Kinder hätten für ihre durch Ausbombung, den Verlust des Ehemannes oder Vergewaltigung emotional erstarrten Mütter gesorgt und es angesichts dessen selbst nicht geschafft, eigene Entwicklungsaufgaben wahrzunehmen.kehrte der abwesende, häufig idealisierte Vater zerrüttet aus der Gefangenschaft zurück, war auch er meist nicht in der Lage, Vaterfunktionen wahrzunehmen. „Durch die starke Bindung an die hilfsbedürftigen Eltern konnten die Kriegskinder ihre affektiven Fähigkeiten nicht gut ausbilden“, erklärt die Psychoanalytikerin Marianne Leuzinger-Bohleber. Die kognitiven Fähigkeiten dagegen seien bei dieser Generation meist sehr gut ausgeprägt. Das lässt sich nicht bestreiten: Viele sitzen heute an Schaltstellen in Politik und Wirtschaft.

Fälschlicherweise glauben viele Menschen, dass nur die Kriegskinder, die alt genug waren, um sich an konkrete belastende Ereignisse zu erinnern, heute noch mit den Folgen des Erlebten zu kämpfen haben. Das Gegenteil ist der Fall: Gerade die Jahrgänge 1942 bis 1945, die kaum oder keine Erinnerungen an ihre ersten Lebensjahre im Krieg oder die Zeit unmittelbar danach haben, leiden besonders an den Spätfolgen ihrer frühen Erfahrungen – oft, ohne es zu wissen. Das beobachtete auch die Journalistin Sabine Bode, die in ihrem Buch Die vergessene Generation – die Kriegskinder brechen ihr Schweigen ein Porträt der Kriegskindergeneration lieferte. In einem Interview mit dem NDR Anfang 2007 berichtete sie: „Die älteren Kriegskinder, die ihren Eltern während der Kriegs- und Nachkriegszeit unterstützend zur Seite stehen konnten, haben diese Zeit häufig relativ gut überstanden, ohne Traumatisierung. Oft waren sie später sogar sehr